Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 222. **Mittwoch** den 2. Mai 1894. 88. Jahrgang.

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Donnerstag, den 3. Mai, Vormittags nur bis ½9 Uhr

geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. Mai.

Die dritte Berathung des **Synodalordnungsgesetzes** im **preußischen Abgeordnetenhause** hat in der That eine Ueberraschung gebracht, aber nicht eine für die conservativ-ultramontane Majorität unliebsame, sondern eine für diese Majorität sehr erfreuliche. Sie wurde dem Hause, dem Lande und dem Reiche auch nicht durch eine Erklärung der Regierung bereitet, sondern durch den freiconservativen Abg. v. Kardorff, der den — Umfall seiner mit ihren Anträgen so schroff zurückgewiesenen Partei ankündigte und ihn mit dem Vertrauen auf den Cultusminister begründete, der schon dafür sorgen werde, daß der Einfluß der Staatsgewalt nicht gänzlich den kirchlichen Organen und der sie beherrschenden Richtung ausgeliefert werde. Damit war das Schicksal der Vorlage entschieden, sie wurde in namentlicher Gesammtabstimmung mit 237 gegen 92 Stimmen angenommen; dafür stimmten geschlossen das Centrum, die Deutschconservativen, die Freiconservativen, mit Ausnahme des Abg. v. Zedlitz, und die Polen; dagegen die Nationalliberalen und die Freisinnigen. Am meisten triumphirt über diesen Ausgang natürlich das Centrum, das überhaupt den Himmel voller Baßgeigen sieht und bereits von der Rückkehr des Grafen Zedlitz und des Herrn v. Puttkamer in die leitenden Aemter träumt. — Die preußische Landtagssession geht sonach mit recht trüben Aussichten zu Ende. Ihr gegenüber hat sich selbst der Reichstag trotz seiner ungünstigen Zusammensetzung als fruchtbar und leistungsfähig erwiesen. Was der Landtag in dieser ersten Session seiner neuen Legislaturperiode geschaffen hat, besteht außer dem in seinen Folgen noch gar nicht übersehenden Synodalordnungsgesetze in unbedeutenden Kleinigkeiten. Ob es über die Landwirthschaftskammern noch zu einer Verständigung kommt, ist sehr zweifelhaft; jedenfalls wäre es ein mühsames Compromißwerk, an dem Niemand rechte Freude hat. Der Dortmund-Rhein-Canal und das Kaligesetz sind bereits endgiltig gescheitert. Die preußischen Conservativen tragen als die weitaus stärkste Partei, die jederzeit durch die Verbindung mit anderen Parteien die Mehrheit beschaffen kann, in erster Reihe die Verantwortlichkeit für diesen Verlauf der gesetzgeberischen Arbeiten. Sie haben in wichtigen Fragen geradezu eine unsachliche Politik der Verbitterung getrieben und überall ein Zusammenwirken mit den gemäßigten Richtungen, das früher die festen Grundlagen einer nützlichen, fortschreitenden Gesetzgebung bildete, zurückgewiesen. Da ist es freilich nicht zu verwundern, wenn so traurige und unfruchtbare Sessionen vorkommen, und es ist bei der heutigen Richtung und Führerschaft in der conservativen Partei Preußens auch nicht anzunehmen, daß die Verhältnisse sich so bald bessern könnten.

Mit der Spionen-Affaire von Marseille hat sich die **französische** Presse, nachdem sich herausgestellt, daß der frühere Platzmajor von Bitsch, Hauptmann a. D. v. Seel, seit Monaten diese Stadt nicht verlassen hat, wieder einmal gründlich lächerlich gemacht, was ihr freilich in den Augen ihres Publicums absolut nichts schadet, denn an dergleichen ist man in Frankreich ja von Alters her gewöhnt. „Die Staatsanwaltschaft ist hinsichtlich dessen, was Otto v. Seel, den in Marseille verhafteten deutschen Spion, betrifft, ziemlich perplex. Man will ihn durch zwei Irrenärzte untersuchen lassen, denn es ist sehr möglich, daß die Wahnsinnsscenen nicht simulirt waren." So schreibt jetzt der „Figaro", dasselbe Blatt, das soeben noch hervorgehoben hatte, daß der angebliche deutsche Spion sich nur verstellt habe, um sein wirkliches Metier zu maskiren. Mit einer unbegreiflichen Naivetät wird dann hinzugefügt, daß man, da verdächtige Notizen bei dem Verhafteten gefunden worden seien, sich zu der Annahme versucht fühle, daß dieser Officier (?) zugleich ein gefährlicher Spion und ein Kranker sei. Als ob das Eine nicht das Andere ausschließen würde, da ein Irrsinniger doch kaum in der Lage wäre, zuverlässige Informationen zu erbringen. In einem Athemzuge wird weiter versichert, es sei wohl möglich, daß Herr von Seel, dessen Bruder Major in der deutschen Armee ist, seine Muße mit der Erforschung der Grenzverhältnisse zubringe. „Seine Geistesschwäche", heißt es am Schlusse, „würde so der interessirten Regierung gestatten, ihn im Falle einer Ueberraschung zu desavouiren". Und solcher Unsinn wird in Frankreich geglaubt, ja der französischen Deputirtenkammer hat sogar der Abgeordnete Albert Gauthier einen Antrag eingebracht, durch den die Strafbestimmungen gegen die Spionage verschärft werden sollen! — Die Rede, welche Ministerpräsident Casimir Périer bei Eröffnung der internationalen Ausstellung in Lyon hielt, war der großen Politik und insbesondere den Finanzfragen des Landes gewidmet. Bekanntlich hat Finanzminister Burdeau vor Kurzem, gleichzeitig mit dem Budget für 1895, einen Steuer-Reform-Entwurf der Kammer vorgelegt, in welchem durch eine combinirte Wohnungs- und Dienstbotensteuer die höhere Lebensführung einer stärkeren Besteuerung unterworfen, und gleichzeitig die Minderbemittelten von dieser Abgabe entlastet oder ganz befreit werden sollen. Indem nun Casimir Périer mit einem gewissen Nachdrucke betonte, die Regierung bestehe auf der Reform des Budgets, und indem er die Nothwendigkeit darlegte, daß die Bevorzugten des Lebens einen etwas größeren Theil der öffentlichen Lasten auf sich nehmen müßten, um Jenen Erleichterung zu verschaffen, die das Brod für ihre Familie mit dem täglichen Lohne kaufen, scheint der Conseil-Präsident aus der Annahme der Burdeau'schen Budget-Reform eine Cabinetsfrage machen zu wollen. Wenn endlich Casimir Perier zum Schlusse seiner Rede den Wunsch aussprach, daß die Republik der Welt das Schauspiel so stark begründeter moralischer Einheit biete, daß sie das Recht habe, nichts zu fürchten und Alles zu hoffen, so liegt darin allerdings in erster Linie ein Appell an die noch immer frondirenden Parteien, sich rückhaltlos der Republik zu unterwerfen, gleichzeitig aber auch eine ebenso zarte wie vorsichtige Berührung der chauvinistischen Saite, die wohl in ganz Frankreich vernommen werden und einen nur zu sympathischen Widerhall finden wird.

Bekanntlich hat der **Haushaltsausschuß** der **italienischen** Kammer am 27. April mit 24 gegen 2 Stimmen eine den Heeresvoranschlag der Regierung genehmigende Tagesordnung beschlossen, nachdem der Kriegsminister General Mocenni in sehr entgegenkommender Weise die Möglichkeit weiterer Ersparungen für frühere Jahre zugegeben und dahingehende Studien und Vorschläge in Aussicht gestellt hatte. Damit schien Alles wohl geordnet zu sein. Allein alsbald ergab sich eine neue Meinungsverschiedenheit. Der Ausschuß will, daß die von Mocenni in Aussicht gestellten Ersparungen dem Schatze zu gute kommen sollen, Mocenni dagegen hält an der eisernen Ziffer des Heeresvoranschlags fest und verlangt, daß die zu bewirkenden Ersparungen wieder für Heereszwecke verwendet werden. Das hierüber entstandene Zerwürfniß erweist sich als unausgleichbar, da keiner der streitenden Theile von seinem Standpuncte abgehen will. Es handelt sich dabei freilich erst um zukünftige Ersparungen, die mit dem zu berathenden Staatsvoranschlage nichts zu thun haben, aber dennoch dürfte der Zwist schon auf den Gang der bevorstehenden Erörterung über den Heereshaushalt einwirken. Die nächste Folge wird, nach der Sprache einzelner Oppositionsblätter zu urtheilen, die sein, daß die Frage der Verminderung der Armeecorpszahl in der Kammer aufgeworfen wird, wie denn der Abgeordnete Cadolini einen dahingehenden Antrag bereits eingebracht hat. Ein eifriger Befürworter einer solchen Maßnahme ist General Ricotti, er betrachtet die Auflassung von zwei Armeecorps als wünschenswerth und ohne Beeinträchtigung der nationalen Wehrkraft möglich, wogegen alle anderen Generäle, in erster Reihe der Generalstabschef Primerano und der frühere Kriegsminister Pelloux, die zwölf Armeecorps als unantastbar bezeichnen. Derselben Ansicht ist auch Crispi, der gerade in dieser Frage einen festen Rückhalt an der Krone hat. Nach alledem und bei der den Crispi'schen Reformen fortdauernd günstigen Stimmung der Kammer darf man auf eine glatte Ueberwindung auch dieses Hindernisses rechnen.

Das **englische** Unterhaus beschäftigt sich gegenwärtig mit der Bill, betreffend die Entstaatlichung der Kirche in Wales. Nach derselben sollen alle öffentlichen und privaten Patronatsrechte erlöschen, alle staatskirchlichen Corporationen aufgelöst, alle bestehende kirchliche Gerichtsbarkeit sowie das Recht der walisischen Bischöfe, im Oberhaus zu stimmen, aufgehoben werden. An Stelle der ihr genommenen bisherigen Organisation soll es der anglikanischen Geistlichkeit und Laienwelt in Wales freistehen, ähnlich wie es die protestantische Kirche in Irland seit ihrer Entstaatlichung im Jahre 1869 that, zur Berathung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten Synoden zu bilden, sowie eine sie rechtlich repräsentirende Körperschaft zu ernennen. Wichtiger sind indessen die Vorschläge betreffs der Entpfründung der Kirche und Einziehung ihres Vermögens. Alles Eigenthum der Kirche soll zuerst nominell in den Besitz einer besonderen dreigliedrigen Commission übergehen. Diese letztere wird dann alle anglikanischen Kirchen, Pfarrhäuser und alle seit 1703 hinterlassenen Vermächtnisse, die etwa 13 000 Lstrl. jährlich einbringen, der die anglikanische Kirche in Wales repräsentirenden Körperschaft als Eigenthum belassen. Alle Begräbnißplätze und Pfarrländereien hingegen werden den localen Behörden zufallen. Bei weitem den größten Theil des abzüglich der Verwaltungskosten etwa 200 000 Lstrl. das Jahr betragenden Einkommens der Staatskirche bringen jedoch die vor 1703 gemachten Stiftungen und vor Allem die Zehntabgaben ein. Diese Summen sollen ebenfalls den Localbehörden zufließen, die dieselben zu irgendwelchen öffentlichen Zwecken in ihrem Gebiete, zur Errichtung von Hospitälern, Gemeindehäusern, Volksbibliotheken ꝛc. verwendet werden. — Alle bisherigen ordentlich angestellten Geistlichen der walisischen Staatskirche werden ihr Gehalt weiterbeziehen, so lange sie leben, doch können sie sich auch mit dem Inkrafttreten des Gesetzes pensioniren lassen, dagegen wird den Pfarrvertretern, den sog. Curaten, keine Entschädigung zu Theil. — An sich ist gegen dies Alles nichts einzuwenden, da mehr als Dreiviertel des Volkes in Wales nicht mehr zur Staatskirche halten, trotzdem aber zur Erhaltung der ihnen verhaßten anglikanischen Geistlichkeit beisteuern müssen. In der einseitigen Entstaatlichung für Wales aber liegt der schwache Punct des Gesetzes, dessen Gegner im Oberhause es durch den Vorschlag ad absurdum zu Falle bringen werden, für England, Schottland und Wales zugleich die Kirchenentstaatlichung vorzuschlagen, denn was dem Einen Recht ist, ist dem Andern billig. Ob übrigens das Unterhaus, nachdem es die Bill in erster Lesung angenommen hat, in dieser Tagung auch noch die übrigen Lesungen erledigen wird, ist mehr als fraglich, da dasselbe kaum mit dem übrigen ihm unterbreiteten gesetzgeberischen Material zu Ende kommen wird. Darauf kommt es dem Cabinet Rosebery auch gar nicht an, das mit der Vorlage der Bill ja nur den parteitaktischen Zweck verfolgt, die Walliser Abgeordneten für die kommende Parlamentsauflösung warm zu halten. Die Aufnahme der Bill im Unterhaus war zudem eine recht getheilte, wußte doch Jeder, daß der Premierminister den Kirchenentstaatlichungsplänen im Princip abgeneigt ist und auch der Schatzkanzler Sir William Harcourt, der Sohn eines anglikanischen Erzbischofs, nicht gerade für die Vorlage schwärmt. Die Haltung der englischen Bischöfe, welche sich sagen, daß, wenn in Wales die Kirche entstaatlicht wird, dies der erste Schritt zur Entstaatlichung der englischen Kirche wäre, warnen in ziemlich erregter Sprache vor der „gottesräuberischen" Bill.

Der **Congostaat**, dessen Grenzregulirungsbestrebungen nach der Seite des französischen Nachbars bekanntlich eben einen Fehlschlag erlitten haben, wird dafür anderweitig durch einen Waffenerfolg unweit der Grenze der englischen Machtsphäre entschädigt, welcher den Arbeiten der demnächst zusammentretenden britisch-congolanischen Grenzcommission zu Statten kommen dürfte. Ein Officier des Congostaates, Lieutenant Duvivier, welcher erfahren hatte, daß die Engländer mit dem Plan umgingen, sich des bisher herrenlosen Gebietes, in welchem der Häuptling Sakapale hauste, und welches nach den Bestimmungen der Berliner Conferenz dem ersten Besitzergreifer zufallen sollte, zu bemächtigen, beschloß ihnen zuvorzukommen und das Land für den Congostaat zu annectiren. Gesagt, gethan. Lieutenant Duvivier brach mit einer Handvoll Mannschaften, die er in aller Eile zusammengerafft, von Moliro am Westufer des Tanganyika nach dem Lande Sakapales auf und schloß mit diesem einen Bündnißvertrag, welcher sein Land der Congoregierung unterstellt. Die Gegend daselbst wird als ebenso fruchtbar wie pittoresk geschildert. In landschaftlicher Hinsicht soll sie an Tirol erinnern, nur mit ungleich üppigeren und wilderen Scenerien. Die von Lieutenant Duvivier befehligte Station Moliro am Tanganyikasee hatte letzthin viel vom Heuschreckenfraß zu leiden, und war sogar von ernstlichem Mangel bedroht, als gerade im rechten Augenblick eine größere Proviantcolonne eintraf.

Deutsches Reich.

ss. **Berlin**, 1. Mai. Eine angesehene Wochenschrift äußert sich in einem Artikel über den Antisemitismus in offenbar billigender Weise über die wirthschaftlichen Veranstaltungen antisemitischer Führer. Wir bezweifeln, daß der Verfasser in diesem Puncte gut unterrichtet ist. Wenigstens was die Vermittelung des Einkaufs betrifft. Die Antisemiten haben in manchen Gegenden sogenannte Consumvereine gegründet. Diese Vereine sind indessen keine Genossenschaften, sondern im Grunde von der Partei betriebene Privatgeschäfte. Der „Landwirthschaftliche Verein für Rheinpreußen", eine um die Hebung der Landwirthschaft, insbesondere auch um die Bekämpfung des Wuchers hochverdiente Vereinigung, hat vor einiger Zeit die antisemitischen „Consumvereine" folgendermaßen begut-

Feuilleton.

Im feindlichen Leben.

4 Roman von J. Schwabe.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Nein, kommen Sie doch lieber herunter, Rose!" meinte Dora ängstlich, „es ist nicht anzusehen, wie Sie da oben schweben; ich werde keine Minute ruhig zuhören können."

„Aber sie steht so schön aus da oben", rief Lulu, die auf der Waschtischecke saß und lustig mit den Füßen schaukelte, „man kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, daß der Rose irgend etwas Böses geschehen könne."

„O, die ist eine Zauberin und wenn sie fallen sollte — werden Geisterhände sie sanft hinabtragen", vollendete Miezchen.

„Leider theile ich diese Meinung nicht ganz", lachte Rose munter, „so gern ich auch hier oben sitze und deshalb will ich doch lieber — ja, wo setze ich mich denn hin, meine Herrschaften? Jedes Plätzchen ist ja schon vergeben."

Eiligst bemüht man sich, ihr Platz zu machen, sie aber fand es angenehmer auf Dora's großer Reisetasche in eine Ecke des Zimmers und etwas mehr im Hintergrunde niederzukauern. Nur wenige Mondenstrahlen drangen bis hierher. — Und sie schaute wieder in den sternenfunkelnden Himmel, in das kleine Stückchen nur, das sie mit den Augen erreichen konnte, schlang die Hände leicht um ihre emporgezogenen Kniee und begann in plaudernder Redeweise:

„Es war einmal ein armes Schneiderlein, das hatte von jeher seinen eignen Kopf gehabt, in dem es, nach der Meinung eines Theiles seiner lieben Mitmenschen, ganz sonderbar aussehen mußte. Er las sehr gern und sehr viel der gute Mann, und es gab kluge Leute, welche meinten, er könne unmöglich alles verstehen, was er da so bunt zusammenlese. Unter seinen Standesgenossen aber galt er als ein gar helles Licht, besonders seit er im Handwerkerverein glänzende Reden hielt, die seine Zuhörer mit Bewunderung erfüllten und ihm den Ruhm eines Bildungsapostels in seiner kleinen Vaterstadt eintrugen. Es war wirklich merkwürdig, was Alles er gelesen hatte und wie geschickt er das Gelesene in seinen Vorträgen zu verwerthen wußte, wie genau er dieselben dem Bildungsgrade und dem geistigen Bedürfniß seiner Zuhörerschaft anpaßte, besser als ein classisch gebildeter Redner, unbekannt mit den Verhältnissen, es gekannt hätte — so meinten einige andere kluge Leute. Er selbst aber glaubte, dabei zu erkennen, wie sehr doch des Menschen Glück von einer tüchtigen Bildung abhänge, er redete bald laut von dem Recht, das alle Menschen an eine gleiche Bildung hätten, und er ging schließlich sehr leicht in seinen Reden über dieses höhere Glück der Menschheit auf deren niederes, irdischeres über — mußte er doch bald genug erfahren, daß bei all seinen schönen Reden die bittere Armuth an seine Thür zu klopfen begann.

Umsonst klagte seine bescheidene Frau, daß er zu Grunde gehe an seiner Thorheit, umsonst sagten seine wenigen einsichtigen und darum ihm treu gebliebenen Kunden: „Vergessen Sie nicht, daß das Handwerk einen goldenen Boden hat, lieber Meister!" Er achtete weder auf das Eine, noch auf das Andere, war er doch ganz durchdrungen von seiner höheren Mission; er goß auch seine ganze Bildungswuth in das Herz seiner jüngsten Tochter Therese, die er Thesa nannte, welche er zu seinem Verständniß heranziehen wollte und mit der er große Pläne hatte.

Da war sein Nachbar der Regierungsrath; er hatte viele Kinder und war nicht eben reich; er hatte eine Tochter in Thesa's Alter — sie mußten Spielgefährtinnen werden, auch hatte er einen Sohn ein wenig älter — der sollte Thesa zur Frau Regierungsräthin machen. Also stand es festjenest in des ehrsamen Schneidermeisters und Volksredners Kopfe.

Er schickte deshalb das Kind in die vornehme Schule und sie spielte mit des vornehmen Nachbars Kindern und Fritz, des Nachbar's Sohn, plauderte gern mit der lebhaften, trotzigen Kleinen. Er half zuweilen dem Mädchen die Schularbeiten machen und hörte dann mit lachendem, kaum verhehltem Spott dem alten Meister zu, wenn er ihm von Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit und der Gleichberechtigung aller Menschen an der Bildung und dem Glück der Erde vorpredigte. Er schlenderte behaglich durch Müller's alten, bescheidenen Garten und zuckte die Achseln über die Kartoffel- und Kohlbeete, die die Frau Schneidermeisterin gar sorgfältig bestellte, und lachte über die altmodischen Centifolien, die auf den langen, schmalen Blumenrabatten in so üppiger Fülle blühten, und er lachte wohl auch über die kleine dumme Thesa, die ihm einen wahren Thron in ihrem thörichten, kindischen Herzen errichtete. Wohl sagte die einfache, verständige Mutter zu ihrem Gatten: „Du verdirbst das Kind mit deinen hochmüthigen Gedanken — was soll nachher nur aus ihr werden? Ein unglückselig Wesen — für's Pferd zu kurz und für den Esel zu lang!"

solcher Redeweise bediente sich nicht selten die vernünftige Frau. „Sieh doch ihre Geschwister an, wie sie, ohne so viel Bildung in der Welt zurecht kommen und glücklich verheirathet sind."

„In Dir ist kein Streben", sagte der Vater, „was verstehst Du von höheren Dingen! Und doch wirst Du glücklich sein, wenn das Kind eine vornehme Frau sein wird."

Die arme Mutter lächelte trübe — wußte sie doch, daß der bildungsbeflissene Vater nicht lange mehr das theure Schulgeld werde bezahlen können, und dann mußte das gebildete, verwöhnte, verhätschelte jüngste Töchterlein doch hinaus in die Welt, sich irgendwo ihr Brod zu suchen.

Aber auch Könige und Prinzessinnen sind ja ins Exil hinaus gestoßen worden," so sagen die Märchen — schaltete Rose träumerisch ein — „warum nicht auch eine Schneidertochter? Konnte sie nicht endlich doch von einem Prinzen erlöst werden? — Die kleine Thesa fand sich denn auch in ihr Geschick, nicht mit Vergnügen zwar, auch nicht mit philosophischer Gelassenheit, sondern zornig und trotzig und wild sich wehrend — was half es ihr? Die bekümmerte, ewig sorgende Mutter behielt ja doch Recht. „Hinaus," hieß es, „hinaus, ins feindliche Leben!" Vorbei die Kindheit, die Schule, die schönen Träume von einem ganz besonderen Glück. Vorbei auch die Liebe? Nein, o nein, die Liebe nahm sie mit hinüber in ihr neues, ihr so verhaßtes Leben. Und wie selig war sie doch in ihrer köstlichen Schwärmerei! Wie sehr war er der Sonnenschein ihres stillen, freudelosen Daseins! Ist nicht echte Liebe immer ein Glück für das Menschenherz?"

War das die lustige, allezeit spottende Rose, die in so weichen träumerischen Tönen von Liebe sprach? — Aber ihre Zuhörerinnen wußten es bereits, daß die Geschichten erzählende Rose ein ganz anderes Wesen sei, als die flotte Verkäuferin unten im Laden, sie störten mit keinem Laut den Zauber, der Rose umgab, sobald sie so selbstvergessen erzählte und horchten gespannt, was nun weiter kommen werde und ob die stille, poetische Liebe dieser Thesa ihrem wohlverdienten Lohn finden werde? —

„Wißt Ihr, was es heißt", fuhr Rose mit bewegter Stimme fort, „nicht Ihr, was es heißt, wandere in dunkler stürmischer Nacht, auf steinigem, unbekanntem Pfade? Kein Licht ringsum, kein Mondenstrahl — Irrwege, wohin Ihr auch seht; mit Ketten belastet, mit Sorgen beschwert, dennoch vorwärts streben und nur ein einziges Sternlein über Eurem Haupte schwebend in der finstern Nacht? So leuchtete Thesa's phantastische Liebe sternengleich über ihrem armen Leben. Es war ein wahrhaft idealer Cultus, den sie dem schönen Phantasiebilde weihte, welches sie sich aus ihren Kindheitserinnerungen und den dürftigen Nachrichten, die sie von zu Hause erhielt, aufbaut, ein Cultus, der sie hoch emportrug über alles Gemeine und Gewöhnliche, der sie blind machte gegen die zuckersüßen Huldigungen verschiedener blonder und brauner Jünglinge, und der sie selbst ernsten Männern gegenüber einen solch idealen Maßstab anlegen ließ, daß sie ihr immer und immer wieder als viel zu klein erschienen.

So verging die Zeit. Und eines Tages, da sollte sie ihn wieder sehen. Sie war zum Besuch zu Hause — seit Jahren zum ersten Male.

Es war ein wundervoller Julitag und sie saß wieder wie einst im Garten und schaute sehnsüchtig in die Zweige der Laube hinauf und überlegte ernsthaft, ob das alte, morsche Gerüst sie, das hochgewachsene kräftige Mädchen, noch tragen werde, wie es sonst das schmächtige Kind trug — da kam ein großer, schlanker, eleganter Herr den breiten Weg zwischen den Kraut- und Kohlbeeten entlang und eiligen Schrittes auf die Laube zu.

War er das? War er es wirklich? Wie ihr Herz klopfte! Wie ihre Wangen glühten! Ob er sie sehen würde? Ob er überhaupt kam, sie zu sehen, oder, ob nur ein Zufall — —?"

Aber da war er ja schon mit raschem Schritt und hielt ihr die sein behandschuhte Rechte hin und sagte freundlich mit weicher melodischer Stimme:

„Ich hörte, daß Sie auf wenige Tage zu Hause seien, liebes Fräulein, und da konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, meine einstige, kleine Freundin zu begrüßen, welche inzwischen ein so schönes Mädchen geworden ist."

Ihr Herz stand still. Er sagte „Sie" und „Fräulein", ihre Phantasie hatte ihn immer nur „Du" genannt. Wie fremd wurde er ihr mit einem Male doch! Und dann konnte sie ihm merkwürdig kühl und prüfend in sein schönes Antlitz sehen, und da sah sie ein leises wohlgefälliges Lächeln um seine, trotzdem im leisen Spotte zuckenden Lippen spielen, welches sagte: Du bist zwar ein recht hübsches Mädchen, aber ich bin doch noch schöner, noch stattlicher als Du!" Sie sah die sorgfältige Toilette, vom wohlfrisirten Haupte, bis zu den eleganten Schuhen herab, und nach dieser kurzen Musterung verbeugte sie sich sehr höflich und sagte — und merkwürdig rauh und verändert klang jetzt Rose's vorhin so weiche träumerische Stimme.

„Es ist unendlich liebenswürdig, Herr Doctor, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, unsere bescheidene Behausung

SLUB
Wir führen Wissen.